

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 131.

Dienstag, 6. Juni.

1916.

25. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Becker (Wiesbaden).

Der Notar horchte auf. Die letzten Worte Orlowsskys schienen ihn zu beruhigen, er war von der Schwäche, die ihn vorher befallen, wieder hergestellt, erhob sich elastisch und meinte in seinem stets halb scherzenden Ton:

„Dann will ich Ihnen die Kopie nur gleich selbst suchen. Damit die Sache schnell erledigt wird, denn offen gestanden, Myrill Platonowitsch, wäre es mir nicht angenehm, wenn gegen das Testament Einspruch erhoben würde, ich bin, wenn ich das so nennen darf, auch daran beteiligt — natürlich nicht als Erbe oder sonstwie mit einem Geldinteresse, aber laut Verfügung Postuchows, meines langjährigen Freundes, war eine Summe bestimmt, die mir zur Verfügung gestellt wurde, womit ich Wünsche des Verstorbenen ausführen, Kirchen und Kapellen und so weiter bedenken sollte. Das ist nun alles geschehen, und es wäre doch verdrießlich, wenn die heiligen Männer, denen ich die Auszahlungen geleistet, hinterher Schikanen ausgesetzt würden. Ich meine nur insofern, als sie durch einen Prozeß belästigt würden, durch einen Prozeß, der nebenbei ganz aussichtslos sein muß, da, wie gesagt, das Testament unantastbar ist.“

Es hatte ihm doch wohl Mühe gekostet, so viel hintereinander zu sprechen, denn anstatt die Kopie des Testaments zu holen, setzte er sich wieder und schien von neuem ermattet, vielleicht meldete sich nochmals die durchschwärmte Nacht bei ihm.

Orlowssky wartete einige Minuten, als Zwanow jedoch sitzen blieb, schweigend vor sich hinstarrte, glaubte er ihn an seine Anwesenheit erinnern zu dürfen:

„Nun, Alfons Zwanowitsch, kann ich heute noch —“

Der Notar fuhr aus seiner Träumerei auf:

„Natürlich, natürlich, Verehrtester, sofort — entschuldigen Sie — der Kopf ist mir doch noch ganz wüst, ich hatte einen Moment vergessen —“

Er erhob sich und ging nun wirklich ins andere Zimmer.

Nach einer Viertelstunde etwas kam er zurück und übergab dem Rechtsanwalt ein großes Kuvert: die Kopie des Testaments enthaltend.

„Bitte, Myrill Platonowitsch, ich vertraue Ihnen das Papier an, Sie können es mitnehmen — morgen, übermorgen höre ich wohl von Ihnen, was Sie beschloffen haben.“

Nach dem Fortgang Orlowssky sah der Notar noch eine lange Zeit, schweigend vor sich hinblickend, erst als ihm ein Klient gemeldet wurde, riß er sich aus seinen Grübelein.

Eine Woche war vergangen, Vera hatte von Orlowssky keine Nachricht erhalten, auch Boris war nicht wieder gekommen, hatte kein Lebenszeichen von sich gegeben. Vera hatte die Zeit in krankhafter Erregung verbracht: Von Tag zu Tag gewartet, gehofft — erst auf eine Botschaft Orlowsskys — der mußte die Sache doch geprüft und herausgefunden haben, daß sie in

ihrem Rechte sei, was zögerte er, ihr das Glück zu verkünden, dann, als die Tage verstrichen, sie hoffnungsloser, zaghafter wurde, langsam die Furcht heranschlich, daß doch alles nur Wahn sein könnte — auf Boris.

Noch uneingestanden vor sich selbst, ihre Sehnsucht verleugnend, war der Gedanke an Boris jetzt der überwiegende.

Zur Mutter war sie in dieser Zeit nicht gegangen, auch zu Sergei nicht. Bei der einen fand sie, das wußte sie, für ihr Denken und Fühlen kein Verständnis — vor dem Wiedersehen mit dem anderen bangte ihr. So hatte sie zu Hause gesessen und gewartet, hin- und hergezerrt von ihren Gedanken. Ab und zu trat das Bild Boris' in den Hintergrund, das Verlangen nach dem Gelde, der Nacht, die sie dadurch erhalten würde, wurde wieder stärker. Vielleicht, wenn Boris alles hergeben mußte, ihm nichts blieb, führte ihn das zu ihr zurück. So groß war ihr Glaube an das Geld, daß sie sich einredete, er würde ihr dann alles verzeihen, sie könnte alle Schmach, die sie ihm angetan, ungeschehen machen.

Daß er selbst schuldig sei, glaubte sie nicht, das hatte ja auch Orlowssky gesagt, wenigstens angedeutet, ein Dritter, ein Fremder mußte seine Hand im Spiele gehabt haben. Über das Wie und Warum gab sie sich keine Rechenschaft, das würde der Advokat schon herausfinden, mußte es doch schon herausgefunden haben. Immer wieder kam sie darauf zurück: Warum ließ er sie warten?

Und zwischen diesen Gedanken von neuem die Zweifel: Es ist vielleicht doch nichts — und mit den Zweifeln die Reue: Warum hast du das alles getan, du das Leben zerstört, hattest du nicht alles, was du ersehnt?

Nein, nicht alles — die Szene mit Karatajew stieg vor ihr auf: wie sie in dessen Augen da stand, erschien sie jedem, allen — mißachtet.

Was hatte doch Sergei gesagt — das hatte sie erwidert, ihr klar gemacht, was sie war. Vorher hatte sie das nicht so bedacht, nicht daran denken wollen, nur manchmal das Gefühl gehabt, daß der Boden unter ihr kein fester, sicherer sei, ein Wort, ein Blick sie versinken lassen könne. Trübe Stunden hatte sie sich damit bereitet, die sie mit Gewalt verschonen wollte, die aber immer zurückgekehrt waren, nicht weichen wollten. Wie eine Erlösung war ihr denn die Aussicht auf den plötzlich vor ihr auftauchenden Reichtum erschienen, mit fiebriger Gier hatte sie danach greifen wollen, nur das Flimmern des Goldes vor sich gesehen, nichts anderes gedacht, kein Mitleid mit jenem gehabt, den sie für den Schuldigen gehalten, sich treiben lassen von ihrem Verlangen, bis dann langsam der Zweifel gekommen, die Furcht, daß alles nur Täuschung und sie nun auch ihn, Boris, verlieren müßte.

Durch ihr Geständnis hatte sie sich retten wollen, die durch Orlowssky neu geschnürte Hoffnung diesen Wunsch fast wieder erstift, in der Einsamkeit, in der

sie jetzt lebte, zermartert durch das bange Warten, wußte sie kaum noch, worauf ihr Wünschen sich richtete. Langsam strich ihre Hand über die Stirn, der Schmerz, den sie darin fühlte, machte ihr weiteres Denken unmöglich, mit geschlossenen Augen sah sie da, haltlos, mit entleertem Gehirn, bis sie sich plötzlich in die Höhe riß, laufend, sie hatte die Klingel gehört, irgend wer, irgend etwas mußte gekommen sein, gleichgültig, was es wäre — Gutes, Schlechtes — nur Erlösung ersehnte sie aus ihrem jetzigen Zustande.

Schritte näherten sich ihrer Tür — aber das war nicht Boris, eine Sekunde lang hatte sie gehofft, das war nur der leichte, flüchtige Tritt der Jungfer — noch ein paar Momente, dann stand diese vor ihr und überreichte ihr eine Karte.

Ein Bittern ging durch ihre Augen, als sie die Karte nahm, kaum konnte sie den Namen entziffern:

„Andrej Davidowitsch Orlowsky.“

Sie atmete auf: „Ich lasse bitten.“

Mechanisch griffen ihre Finger nach dem Kopfe, strichen ein Härchen aus der Stirn — dann richtete sie sich straffer auf und sah dem Eintretenden entgegen.

Nur mit einer Handbewegung forderte sie ihn zum Sitzen auf, Worte fand sie nicht, ihre Erregung hatte sich gesteigert, mit weit geöffneten, verdunkelten Augen blickte sie stumm den Rechtsanwalt an, der sich anschickte, ein Papier, das er seinem Portefeuille entnommen, zu entfallen.

„Ihrem Wunsch gemäß, gnädige Frau, habe ich Ihre Angelegenheit einstweilen in, sagen wir, ganz privater Weise behandelt, ich glaube, den richtigen Punkt, an dem wir die Sache anfassen können, gefunden zu haben, möchte Ihnen jedoch von vornherein nicht vorenthalten, daß die Chancen für Sie keine sehr hervorragenden sind —“

Sie hörte ihn sprechen, Worte tönten an ihr Ohr, sie verstand kaum, was er sagte, begriff auch nicht, daß sie ihn beauftragt oder den Wunsch ausgedrückt haben sollte, die Sache privatim zu behandeln, nur daß gegen Boris nicht vorgegangen würde, dieser geschont werden mußte, hatte sie unter der damaligen Gemütsstimmung, unter dem Eindruck, den sie nach ihrer Auseinandersetzung mit Boris gehabt, erbeten — das war dann wieder verfliegen, andere Stimmungen aufgekommen — all die Qual, die sie inzwischen erlitten, sollte umsonst gewesen sein, wie ein Schlag waren die letzten Worte Orlowskys in ihr Gehirn gefahren: ihre Chancen ständen ungünstig.

Ein Abgrund tat sich vor ihr auf — alles umsonst. Vergeblich ihr Hoffen, vergeblich ihr Bruch mit Boris, alles verloren.

„Wie das —“ stammelnd kamen diese Worte heraus, dann sah sie wieder schweigend da und sah auf den Mann vor sich, der fast gleichnützig das Papier, in das er noch immer geblickt, jetzt vor sich auf den Tisch legte und mit der Hand glättete.

In den Ohren fauste es ihr, in den Schläfen hämmerte es, sie hatte kaum noch Kraft, sich aufrecht zu erhalten, kaum den Willen dazu. Dabei fühlte sie es wie Feindschaft in sich aufsteigen, wie Haß gegen jenen, der ihr erst mit großen Worten so viel versprochen und jetzt all ihr Hoffen mit kühlem Tone zerschlug.

Auf ihre Frage hob er die Schultern:

„Ja, die Sache liegt so, daß sich jetzt nicht mehr viel erwarten läßt. Mit großer Mühe und Kosten habe ich eine Klarstellung zuwege gebracht, erlassen Sie mir die Einzelheiten, ich möchte darüber nicht sprechen, genug, es ist Tatsache, daß der Verstorbene einige Tage vor seinem Tode ein Testament gemacht hat, wonach Ihnen, gnädige Frau, ein Nachlaß von einer halben Million Rubeln bestimmt war. Dies Testament“ — fuhr er schneller fort, als er sah, daß Vera sich aufrichten wollte, wohl eine Zwischenfrage tun — „hat derjenige, der das in Kraft getretene Testament untergeschoben hat, beiseite geschafft: der Beweis, daß eine Fälschung vorgekommen wäre, ist trotz dem möglich, leider würde Ihnen das wenig nützen.“

Jetzt unterbrach sie ihn doch:

„Und wer ist der Täter, sprechen Sie — wer, ist es Stroganow?“

Er hob beschwichtigend die Hand:

„Nein, Boris Bladmirowitsch Stroganow ist ebenfalls betrogen, um eine halbe Million — gestatten Sie, daß ich Ihnen die Sache auseinandersetze. Im letzten Testament des Generals Pastuchow, das, wie gesagt, existiert hat, wofür ich außer der Wirtschaftlerin weitere Zeugen gefunden, und das man unterdrückt hat, war Stroganow zum Universalerben ernannt, mit der Verfügung, daß von dem Gesamtnachlaß die an Sie auszahlenden fünfhunderttausend Rubel auszuschalten seien, so daß Stroganow außer den zwei Gütern noch zweieinhalb Millionen erhalten hätte, da die ganze Erbschaft drei Millionen betrug.“

In dem früheren Testamente, das nicht einmal Fälschung ist, das der Verstorbene tatsächlich vor — er sah in sein Papier — „zirka 3 Jahren hat aufsetzen lassen und das man für besser befunden hat, in Kraft treten zu lassen, war Stroganow ebenfalls als Universalerbe eingesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß statt der ihm in der letzten Verfügung bestimmten halben Million eine volle Million an den Notar Alfons Iwanowitsch Iwanow auszahlbar sei, die der General zu Spenden und Legaten bestimmt hatte, worüber er dem Notar besondere Weisungen erteilt.“

Somit, falls das letzte richtige Testament zur Geltung gekommen, wäre, da für Sie nur eine halbe Million bestimmt war, Stroganows Erbteil um diese Summe größer gewesen, da von einer Auszahlung an den Notar darin nichts mehr gesagt war, somit nicht nur Sie, sondern auch der Haupterbe benachteiligt ist.“

Wohl hatte Vera versucht, den Auseinandersetzungen Orlowskys zu folgen, in ihrer Erregung jedoch nur verstanden, daß ihr eine halbe Million zugedacht und diese unterschlagen war.

Nach den Schilderungen der Wirtschaftlerin hatte sie auf mehr, vielleicht auf den ganzen Nachlaß gerechnet — aber wenn auch nur eine halbe Million, wie hätte sich ihr Leben gestaltet.

Das Geld mußte doch da sein, man sollte es ihr auszahlen, gleich ohne weiteres Zögern.

Sie griff sich an die Stirn, suchte sich zu erinnern: was hatte Orlowsky vorher gesagt, daß für sie nicht viel zu erwarten sei? Wie das — das war doch nicht möglich — man sollte sie beraubt haben, Orlowsky mußte dafür sorgen, daß sie das Geraubte schnell zurückerhielt.

„Um Gotteswillen handeln Sie — mein Geld muß ich doch erhalten.“

Atemlos sah sie den Advokaten an, eine bange Furcht war in ihr, daß es anders sein, er ihre Frage verneinen könnte.

„Wenn wir Glück haben, den Prozeß gewinnen — darüber wollte ich mit Ihnen sprechen. Ich sagte Ihnen schon vorher, daß Ihre Chance nicht sehr groß wäre, denn wenn wir auch beweisen könnten, daß eine Unterschlagung stattgefunden, es fragt sich, ob das Kapital noch vorhanden ist, ob derjenige, der es sich angeeignet, nicht verstanden hat oder verstanden wird, es auf die Seite zu schaffen. Jedenfalls denke ich, daß wir bei dem großen Objekte, um das es sich handelt, den Versuch machen müssen, und da auch der Haupterbe, Stroganow, geschädigt ist, würde es sich empfehlen, daß dieser gleichzeitig mit Ihnen als Kläger aufträte.“

Ich weiß nun nicht oder besser gesagt, ich kann nach den Mitteilungen Ihres Bruders wohl nicht annehmen, daß Sie sich mit dem Erben, da Sie ihn zu Anfang für den Schuldigen gehalten, behufs gemeinsamen Vorgehens verständigen wollen, ich bitte somit, da ich nur Sie als meine Klientin betrachte, mich zu ermächtigen, die nötigen Schritte bei dem Genannten zu tun und ihm von der Sachlage Kenntnis zu geben. Wenn er einwilligt, würde ich unter Vorlage des von mir gesammelten Materials die Angelegenheit dem Profiteur übergeben.“

(Fortsetzung folgt.)

Nur wenig Menschenherzen ist es eingepflanzt,
Den Freund umlacht von Segen, ohne Reid zu schau'n.
Reschlos.

Schilderung einer Aufklärungspatrouille

des Infanterie-Regiments Nr. . . . 3. Kompagnie, am
21. Februar 1916.

Von Lehrer Wilhelm Dreßler.

Langsam wich die Nacht dem siegreichen Tag und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen über die kahlen Baumspitzen des Chauréswaldes. Tiefe Stille herrschte überall, nur dann und wann unterbrochen durch das dumpfe Rollen eines Kanonenschusses in weiter Ferne. Jedoch in unserem Schützengraben herrschte fieberhafte Tätigkeit. Es wurden die letzten Vorbereitungen zu dem großen Angriff getroffen. Und kurz vor 8 Uhr lag der Graben einsam und verlassen da. Alles hatte sich in die bombensicheren Unterstände begeben, da man mit französischem Vergeltungsfeuer rechnen mußte, und harrete da mit Spannung der kommenden Dinge. Punkt 8 Uhr rollten die ersten schweren 21-Zentimeter hinüber und zeigten dem Franzmann an, daß für ihn ein schrecklicher Tag käme. Langsam stieg die Festigkeit des Feuers. Zuletzt konnte man Abschuß und Einschlag nicht mehr unterscheiden. Man hatte nur die Empfindung eines großen Säusens und Brausens. Die Ohren schmerzten in dem grauenhaften Getöse. Es war ein Lärm, als wollte die Welt aus ihren Fugen brechen. Und immer noch nicht schwieg der eiserne Mund der Geschütze. Inzwischen war es fast 5 Uhr geworden. Da stellten sich vor der in unser Drahtverhau geschlagenen Sturmgaße die Freiwilligen unserer Kompagnie ein, deren Aufgabe es war, die Wirkung unseres Artilleriefeuers am feindlichen Drahtverhau und Graben festzustellen und zu sehen, ob der Graben überhaupt noch vom Feinde besetzt war. Jeder von uns war mit Handgranaten wohlversehen. Das Koppel war zurückgeblieben; dafür hatten wir uns die Taschen mit Munition gefüllt. Das Seitengewehr wurde aufgepflanzt. Punkt 5 Uhr stiegen wir aus dem Graben. Zunächst ging es vorsichtig vor, um von dem Feinde nicht bemerkt zu werden; doch da piffen uns schon die ersten Kugeln entgegen. Da bot unserem Vorwärtsdrängen ein 1½ bis 2 Zentimeter hoher Maschendraht Halt, hinter welchem ein starkes Drahtverhau und Astverhau war. Mit Weilspeide und Drahtschere arbeiteten wir uns mühsam durch. Nun hinein in den feindlichen Graben. Er ist leer. Doch nein, da rechts ist ein Franzmann, der eben das Gewehr erheben will, als er auch schon, von einer Kugel getroffen, das Gewehr fallen läßt. In wilder Eile geht es weiter, bis wir rechts einen besetzten Unterstand finden. Mit unserem Kriegsfranzösisch machen wir ihnen klar, daß sie sofort herauskommen sollten. Und nach einigem Pötern erschienen sie, alle die Hände hoch, sieben Franzmänner. Groß war ihr Erstaunen, als sie sich nur zwei Deutschen gegenübersehen. Wir hatten unsere anderen Kameraden bei dem raschen Vorwärtsstürmen verloren. Nun fort mit unserer Beute, zurück zu unseren Kameraden. Doch in dem Gewirr der Gräben wären wir beinahe zu den Franzosen gelangten. Es ging wieder zurück. Kaum waren wir an unserem Ausgangspunkt angelangt, als die Franzmänner blitzschnell in den Unterstand sprangen. Schon gaben wir uns verloren. Hink machten wir unsere Handgranaten fertig, um unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Jedoch auf unser Drohen kamen sie zum zweitenmal heraus. Um nun nicht noch einmal in solche Gefahr zu geraten, sprangen wir mit unseren Gefangenen aus dem Graben heraus. Da setzte auch schon französisches Infanteriefeuer ein; doch glücklich erreichten wir unsere Stellung. Aber von unseren 7 Gefangenen waren nur noch 6 da. Den einen hatte das Feuer seiner eigenen Kameraden getroffen. Unsere Aufgabe hatten wir somit gelöst. Wie konnten melden, daß der feindliche Graben noch besetzt und das Drahtverhau fast unbeschädigt war. Am anderen Morgen setzte daraufhin noch einmal unser Artilleriefeuer ein und tat so gute Arbeit, daß wir um 12 Uhr den ganzen Wald mit nur ganz geringen Verlusten stürmen konnten. (Zens. M.)

Aus der Kriegszeit.

„Sanatogen“ und „Sanagen“. Die beispiellose Art der Geschäftspraktiken, deren man sich in England unter dem Schutz der gegenwärtigen Kriegsverhältnisse befleißigt, ist ein für allemal verewigt durch die Geschichte des „Sanatogen“, das sich in „Sanagen“ verwandelte. Zwar handelt es sich äußerlich nur um die Entfernung der zwei Buchstaben t und o, aber nichts vermag die englische Geschäftsmoral deutlicher zu illustrieren, als diese scheinbare Geringfügigkeit. Schon seit langem fürte es das patriotische englische Gemüt, daß es noch immer in Großbritannien Leute gab, die das bekannte deutsche Nervenstärkungsmittel Sanatogen gebrauchten. Mehrere englische Unternehmer bemühten sich, diesem „Skandal“ ein Ende zu machen, trotzdem sie gut wußten, daß das Geld nicht ins Ausland wandern konnte und daß überdies der Sanatogenvertrieb in Großbritannien in englischen Händen lag. Aber die Gelegenheit, ein gutes Geschäft an sich zu reißen, war nun einmal da, und man ließ sich nicht loden, bis es sogar zu fast politischen Sanatogen-Debatten kam. Der Erfolg zeigt sich in ebenso überraschenden wie schamlosen Reklameanzeigen: auf diesen Anzeigen wird nämlich in großer Schrift das „englische Nervenmittel Sanagen“ angepriesen. Um aber über den Wert dieses Mittels keinen Zweifel auskommen zu lassen, sind zwei Verpackungsarten nebeneinander abgebildet, die eine mit der Aufschrift „Sanatogen“, die andere mit der Aufschrift „Sanagen“, und beide Packungen gleichen sich wie ein Ei dem anderen. Zum Überflus wird von ärztlichen Sachverständigen bezeugt, daß das „Sanagen“ dieselbe Zusammenfassung und genau dieselbe Wirkung habe, wie das nun endlich aus dem Lande getriebene deutsche Fabrikat. Es genügt also in England, zwei harmlose Buchstaben wegzulassen, um aus einer deutschen Erfindung ein gesetzlich geschütztes englisches Präparat zu machen und eine schon lange beneidete Konkurrenz wenigstens während des Krieges an sich zu reißen.

Was von serbischen Heere übrig blieb. In ihrem Bemühen, die sinkende Stimmung in der Bevölkerung wenigstens halbwegs zu halten, sucht die Presse der Alliierten selbst die kläglichsten Tatsachen in erfreuliche Mitteilungen umzukehren. So schildert der nach Griechenland entsandte Berichterstatter des „Daily Chronicle“ anlässlich der Beförderung der noch wenigen vorhandenen serbischen Truppen von Korfu nach Saloniki den Zustand der „neuen serbischen Armee“, wobei ihm trotz aller schöngefärbten und pathetischen Redensarten einige Bemerkungen unterlaufen, die den Zustand der restlichen serbischen Truppen wenigstens hier und da einigermaßen wahrheitsgetreu wiederzugeben scheinen: „Müde, verhungert und krank kamen die über Albanien geretteten serbischen Soldaten nach Korfu, eine wahrhafte Geisterarmee, gebeugt durch die Demoralisation des Elends in weglassenen Gebieten, der Verbanung auf der Heimat und des langen Mangels an Nahrung.“ Nachdem der Berichterstatter sich in langvollen Sätzen darüber ergeht, wie wunderbar diese „Phantom-Armee“ wieder aufgestanden sei, kommt er auf das Verhältnis der Serben zur Bevölkerung von Korfu zu sprechen: „Die Bewohner von Korfu boten ihren ungeliebten Gästen keinen Willkommengruß. Sie sahen sich in ihrem ruhigen, bekömmlichen Leben gestört und fürchteten sich vor Einschleppung ansteckender Krankheiten, vor unmordenlichen Verhältnissen, Plünderung und Streiftätigkeiten.“ Alle diese Fälle seien zwar nicht auf sich bare Weise eingetreten, jedoch „seit ihrer Ankunft auf Korfu waren die Verluste an Menschenleben unter den serbischen Soldaten unvermeidlich groß. Viele dieser körperlich ruinierten Männer kamen nur dorthin, um zu sterben, und die Friedhöfe, die an verschiedenen Punkten die Insel bedecken, werden die Erinnerung an Schlachtfelder. Auch waren während der ersten Zeit die organisierten Einrichtungen höchst primitiv und ungenügend, man konnte nicht alle notwendigen Nahrungsmittel auf einmal herbeischaffen und litt auch Mangel an Medikamenten und geeigneten Räumlichkeiten für die Kranken.“ Heute aber sei die serbische Armee — oder vielmehr, was von ihr übrig blieb — wunderbar ausgerüstet, was der Hilfe der Engländer und Franzosen zu verdanken sei. In Wirklichkeit müssen die restlichen serbischen Truppen sehr bunt aussehen: „Die Infanterie trägt englische Uniformen und englische Militärstiefel, einen französischen Uniformrock und französische Gewehre. Die führenden Stellen sind neu besetzt worden, auch der frühere Oberbefehlshaber General Putnik kann nicht mehr seine Truppen kommandieren, nur der Kronprinz Alexander ist an der Spitze der Soldaten verblieben.“ So weit man aus diesen englischen Bekennnissen erkennen kann, besteht die „wunderbare wiedererstandene serbische Armee“ aus zusammengewürfelten Resten verschiedener Truppenteile unter neuer, noch unerprobter Führung, aus Soldaten, die die abgelegten Uniformen ihrer englischen und französischen Bundesgenossen tragen müssen.

„Wie man sich bettet, so schläft man.“ Das Sprichwort, daß der Mangel eines guten Gewissens auch den Mangel eines sanften Mitleids nach sich ziehen müsse, wurde in der guten alten Zeit in den Strafanstalten in einer für die Gefangenen sehr fühlbaren Weise praktisch befolgt. Wenn Tschnit, öffentliche Fürsorge und Hygiene die Lebenshaltung der Gegenwart für die Bevölkerung im allgemeinen auf eine höhere Stufe gestellt haben, so gilt dies auch für die Missetäter, die zur Verbüßung ihrer rechtswidrigen That hinter Gefängnismauern sitzen. Wer die Geschichte der Strafanstalten zurückverfolgt, wird finden, daß die heutigen Gefangenen sich im Vergleich zu ihren Kollegen von einst in einer weitläufiger günstigeren Lage befinden. Ganz besonders ist dies in der Geschichte der Gefangenenlagerung zu bemerken, über die Strafanstaltsinspektor von Boehr in der „Deutschen Strafrechts-Zeitung“ höchst lehrreiche Ausführungen macht. Da man sich in früheren Zeiten um das Wohl und Wehe der hinter Schloß und Riegel gesetzten Missetäter überhaupt kaum kümmerte, sorgte man sich auch nicht darum, ihnen eine menschenwürdige Lagerstatt zu bieten. Dem entspricht auch die Nebewendung, in der es heißt, daß die Verurteilten einfach ins Gefängnis „gemorsen“ wurden. Selbst als später in anderer Beziehung verschiedene Besserungen eintraten, wie durch Regelung der Gefängnisarbeit, hygienische Befestigung, moralische Einwirkung usw., war man immer noch um die Lagerung der Gefangenen unbekümmert. Dieser Mangel bestand wenigstens zum großen Teil bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. So heißt es in einer aus dem Jahre 1791 stammenden Nachricht über das Zuchthaus in Sieben: „Ihre Lagerstätten bestehen aus zwei Bündeln Stroh, die ein jeder monatlich aus der herrschaftlichen Scheuer erhält.“ Und sehr charakteristisch fügt dann ein anderer Text hinzu: „Ein einziges Zimmer im Zuchthaus in Magdeburg faßte die Gefangenen, alte und junge, männlichen und weiblichen Geschlechtes, 48 an Zahl, in sich. Hier spannen sie Wolle, hier aßen sie, hier schliefen sie auch zum Teil auf halbvermoderten Stroh.“ Erst an der Wende des 19. Jahrhunderts trat eine sichtbare Besserung ein. Es wurden die Britischen eingeführt, auf die Strohsäcke gelegt wurden. Allerdings war ihre Zahl so gering, daß zwei und auch drei Gefangene sich gemeinsam mit einer solchen Britische begnügen mußten. Dafür wurde es in manchen Anstalten den Gefangenen gestattet, ihr eigenes Bett ins Gefängnis mitzubringen, doch war hiermit zugleich eine gewisse moralische Absicht verknüpft, da die Voraussetzung dafür darin bestand, daß die Gefangenen durch ihre Arbeit eine gewisse Geldsumme verdienten. So heißt es in einer Chronik über das Zuchthaus in Celle: „Kann jemand während der Strafhaft so viel anwenden, sich ein bequemeres Lager zu verschaffen, steht ihm dieses frei.“ Höchst eigenartige waren die in der Genfer Strafanstalt um 1843 verwandten Bettstellen: „Eine hölzerne Lade, welche auf vier steinernen Pfählen ruht und an die Wand angeschloffen werden kann; auf dem in der Lade aufgespannten Tuche liegt ein Strohsack, Matrasse usw.“ Im Ansterdamer Gefängnis genossen die jugendlichen Missetäter die Vergünstigung, in Hängematten schlafen zu dürfen. Die Sicherheitsmaßregeln gegen Fluchtwersuche bezogen sich früher auch auf die Lagerstätten, und sehr häufig wurden die Gefangenen an dieselben angeketet. Noch um 1822 wurden zu Toulon die Galeerensträflinge des Nachts zu zwei und zwei angeschmiedet, und in dem Bagno zu Brest wurden die Gefangenen an ihr Lager gefesselt mit einer Kette, die durch jedes Feldbett der Länge nach gezogen war. Da bei der geringen Anzahl und der baulichen Rückständigkeit der Strafanstalten früher meist großer Platzmangel herrschte, suchte man die Lagerstätten so anzuordnen, daß sie möglichst wenig Raum einnahmen. Auch hierdurch wurden die Gefangenen in sehr deutlicher Weise an das eingangs zitierte Sprichwort erinnert. In unseren heutigen modernen Strafanstalten aber kann der Satz: „Wie man sich bettet, so schläft man“, nicht mehr buchstäblich genommen werden, da jeder moderne Sträfling über ein nur für ihn bestimmtes, gutingerichtetes Bett verfügt.

Die Berliner und das Fasten. In dieser Zeit des vaterländischen Fastens und der kirchlichen Fasten wird es so manchem, insbesondere aber den Bewohnern der Reichshauptstadt, nicht unwillkommen sein, zu erfahren, daß ein gelehrter Humanist des 16. Jahrhunderts kurz vor der Einführung der Reformationszeit die Berliner wegen der strengen Beobachtung der kirchlichen Fastengebote gelobt hat, ja daß dies das einzige Lob war, das ihnen dieser gelehrte Mann zu spenden mußte. Es handelt sich um den Abt des Klosters Sponheim, Johannes Trithemius, der eigentlich Heidenberg hieß, sich aber nach dem Brauche der damaligen Humanisten von seinem Geburtsorte Tritheim bei Trier Trithemius nannte. Johannes Trithemius war ein Freund des gelehrten Lebuser Bischofs Dietrich v. Bälou. Vale scripturam candens armarium (Lebe wohl, du glänzender Bücherschrank) hatte einst dieser an ihn geschrieben; er vermittelte im Jahre 1503 in Frankfurt a. M. die Bekanntschaft zwischen Trithemius und dem Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg. Der jugendliche Fürst, den schon damals der Plan der Gründung der märkischen Universität

in Frankfurt a. O. beschäftigte, suchte den Sponheimer Abt für die Mark zu gewinnen, dieser aber lehnte stolz diesen Ruf ab. Erst als er von seinen reboltierenden Mönchen aus dem Kloster Sponheim vertrieben worden war, leistete er im September 1506 der kurfürstlichen Einladung Folge und traf zu längerem Besuche in dem Schlosse zu Kölln an der Spree ein. Man kann nicht sagen, daß Trithemius sich für die Gostfreundschaft, die er genoß, besonders dankbar erwies. Sein Urteil über die Berliner und Märker, dem er in einem an seine Freunde im Westen gerichteten Briefe Ausdruck gab, war nichts weniger als freundlich. Da heißt es z. B.: „Die Menschen sind hier zwar nicht schlecht von Herzen, aber sie sind sehr roh. An Schmausereien haben sie weit mehr Gefallen, als an wissenschaftlicher Beschäftigung. Bäurische Manieren sind ihnen angeboren; — das Nichtstun und der Becher bilden ihre höchsten Freuden.“ Freilich fügt Trithemius sofort hinzu, daß „die Franken und die Schwaben, die in dies Land eingewandert sind, indessen oft noch viel mehr trinken als die geborenen Märker“, und mit Emphase fährt er fort: „Die Fastenzeiten aber beobachten sie mit ängstlicher Strenge. Es liegt wohl klar auf der Hand, daß das abschreckende Urteil des Trithemius keinerlei objektive Grundlage hatte. Dafür spricht auch die Tatsache, daß er erst in der neuesten Zeit als Geschichtsfälscher und Phantast entlarvt worden ist; die ihm nachgewiesenen Geschichtsfälschungen hat er namentlich in den von ihm verfaßten Annales Hirsaugienses verübt. Von Berlin begab sich Trithemius, den Oskar Schwabel in seiner Geschichte Berlins recht treffend einen „zweiten Voltaire vor Dostoiere“ nennt, nach Würzburg, wo er als Prälat der Benediktinerabtei von St. Jakob im Jahre 1516, also genau vor 400 Jahren, gestorben ist. Ein Gutes aber hat doch der Besuch dieses Humanisten in Berlin gehabt; er trug wesentlich zur Beschleunigung der Gründung der märkischen Universität in Frankfurt a. O., der Alma Mater Viadrina Joachimica, bei, die, wie bekannt, am 26. April 1506 eingeweiht wurde.

Das Wiederauftreten einer verschollenen Fischgattung. Ein verschollener Ruffisch des Atlantischen Ozeans, den man seit 1882 für ausgestorben hielt, wurde im letzten Frühwinter zum erstenmal wieder in größeren Mengen festgestellt. Es ist der zu den Tiefseefischen aus der Familie der Latilidae gehörende Leopardfisch oder Ziegelfisch, der zu den farbenprächtigsten Fischen gezählt wird, die außerhalb der Tropen vorkommen. Das Tier, das in seiner Körpergestaltung am meisten einem Kabeljau ähnelt, ist auf der Unterseite und den Bauchflossen weißlich, im übrigen in seiner ganzen Größe von grünlich-gelben Flecken bedeckt. Die Hauptunterscheidung von dem Habitus des Kabeljau besteht darin, daß der Leopard- oder Ziegelfisch auf dem Rücken eine weiche Flosse trägt. Der Ziegelfisch wurde, wie der „Prometheus“ ausführt, im Jahre 1879 von den Gelehrten an der vom Golfstrom bespülten Küste Amerikas entdeckt. Doch schon drei Jahre später berichtete ein amerikanischer Kapitän, daß er in einer Entfernung von ungefähr 100 Seemeilen von der Küste der Vereinigten Staaten auf einer Strecke von 60 Seemeilen im Atlantischen Ozean durch eine Unmenge toter und sterbender Fische gefahren sei. Schließlich wurde die Zahl dieser verendeten Ziegelfische auf nicht weniger als 1400 Millionen geschätzt. Als Ursache für dieses plötzliche Aussterben des so nutzbringenden Fisches nahm man die schweren Stürme des Jahres 1882 an, die durch Verdrängung des warmen Wassers von der Küste den Tod der Fische herbeiführten. Hiermit aber war diese nützliche Angelfischerei vernichtet. Trotzdem ein Forschungsschiff der amerikanischen Fischereibehörde zehn Jahre lang den Ziegelfisch aufzusuchen bestrebt war, wurde in dieser ganzen Zeit kein einziges Exemplar gefangen. Im vergangenen Frühwinter aber, im Oktober, wurde der Ziegelfisch durch ein der amerikanischen Fischereibehörde gehörendes Fahrzeug wieder aufgefunden, und bereits zwei Wochen später konnten mehr als 800 Leopard- oder Ziegelfische auf den New Yorker Fischmarkt gebracht werden.

Tolstois schlechte Zensuren. Daß viele der größten Geisteshelden keine Helden auf der Schulbank waren und oft in einzelnen Fächern völlig versagten, ist ja bekannt. Selten aber hat wohl ein genialer Mann so wenig den Beifall seines Lehrers gefunden, wie Tolstoi. In einem soeben in dem Archiv der Schule von Jassnaja Poljana aufgefundenen, schon vergilbten Buch befinden sich, wie das „Journal“ mitteilt, folgende Aufzeichnungen über seine Schulleistungen: Naturwissenschaften: mittelmäßig; Mathematik: ungenügend; Physik: ungenügend. Der Schüler ist unaufmerksam, faul, ungehorsam.